

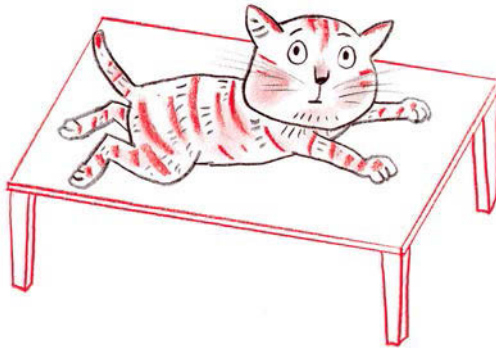
Leseprobe aus Pressler, Ich bin's, Kitty. Aus dem Leben einer Katze,
ISBN 978-3-407-82357-1

© 2018 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-407-82357-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-82357-1)



Katzenbabys
soll man küssen,
damit sie sich nicht
fürchten müssen.
Ein lieber Kuss
zur rechten Zeit
spart Kätzchen
Ängste und viel Leid.

Emma



»Sie heißt Kitty, Kitty mit Ypsilon«, sagte meine Menschenfrau, als sie mich zum ersten Mal zum Impfen gebracht und auf einen glatten Tisch gesetzt hatte, sodass ich auf der Stelle ausrutschte und mit dem Bauch auf das kalte Metall klatschte.

Der Tierarzt, ein älterer Mann, etwas beleibt und mit einer glänzend polierten Glatze, hob mich sofort hoch und

setzte mich auf eine weiche Zellstoffunterlage. Was für ein mitfühlender Mann, dachte ich, ein Mann mit einem großen Herzen für kleine Katzen.

Er betastete mich vorsichtig mit seinen warmen Händen, leuchtete mir mit einer schmalen Stablampe in den Mund und maß meine Temperatur, bevor er mir eine Spritze und anschließend zur Belohnung ein Extra gab. Dann sagte er: »Was für ein besonders schöner Name für so ein rotes Kätzchen. Übrigens, die Kleine ist kerngesund. Es gibt keinen Grund, sich Sorgen um sie zu machen, Frau Schwert.«

So habe ich also erfahren, dass meine Pflegemutter Frau Schwert hieß, und als sie später von einer ehemaligen Kollegin besucht wurde, hörte ich auch ihren Vornamen: Emma.

Wo ich geboren worden war und ob ich vielleicht früher einen anderen Namen gehabt hatte, wusste ich nicht mehr. Damals war ich noch sehr klein und kleine Katzen vergessen bekanntlich alles. Aber etwas wusste ich noch, ich hatte eine große Schwester, auch wenn ich mich nicht erinnerte, wie sie hieß oder wie sie aussah. Manchmal schwebte sie mir wie eine graue Nebelschwade durch den Kopf, und dann hätte ich mich gern mit ihr unterhalten, selbst wenn es nur in Gedanken gewesen wäre. Aber wie kann man sich mit einer namenlosen Nebelschwade unterhalten? Vielleicht, dachte ich, werde ich irgendwann einen passenden Namen für sie finden müssen, mit dem ich sie rufen kann. Könnte ja sein, dass sie mich hört.

Natürlich gibt es für neugeborene Katzen nichts Wichtigeres als ihre Mütter. Mütter bringen sie auf die Welt,

Mütter sorgen dafür, dass sie satt sind, Mütter stellen sich vor sie, wenn Gefahr droht, Mütter lecken ihren Bauch, um ihre Verdauung in Gang zu halten. Mütter sind einfach da. Doch gerade deshalb, durch ihre ständige Gegenwart, sind sie so selbstverständlich, dass keiner großartig über sie nachdenkt. Quasi ein Teil von einem selbst.

Schwestern hingegen spielen eine ganz besondere Rolle. Jede kleine Katze braucht mindestens eine ältere Schwester, um von ihr zu lernen, was man darf und was nicht, vor wem man sich aufplustert und vor wem man sich duckt und wie man sich in der Welt zurechtfindet, kurz gesagt, was es heißt zu leben. Das alles sind Dinge, über die man ständig nachdenken muss. Die älteren Schwestern machen einem vor, wie es geht, die jüngeren machen es einem nach, und beides ist gleich wichtig. Es war, glaube ich, wirklich ein Unglück, dass ich meine Schwester verloren hatte.



2

Man kann nicht
alles vorher wissen,
man wird es wohl
erfahren müssen.
Nur durch Erfahrung
wird man klug,
oft ist auch das
noch nicht genug.

Emma



Das Einzige, woran ich mich, wenn auch nur undeutlich, erinnern kann, ist das dramatische Geschehen, mit dem mein altes Leben endete und das neue mit Emma Schwert, meinem Frauchen, begann. Mein eigentliches Leben.

Ich weiß noch, dass ich mit einigen anderen Katzen auf einer Wiese am Rand eines Teichs gespielt hatte. Es roch nach Gras und Blumen und vom Teich her wehte der Ge-

ruch nach Entengrütze und Algen. Es war ein Tag, wie geschaffen für kleine Katzen.

Wie alt ich damals war? Keine Ahnung. Ein blinder Säugling war ich jedenfalls nicht mehr. Meine Augen müssen schon offen gewesen sein, denn mir fiel plötzlich ein rundes, gewölbtes, kissenartiges Grasbüschel am Teichrand auf, mit kurzen, kräftigen Stängeln und einem ganzen Wust aus gelben Sumpfdotterblumen.

Ich kann mich nicht erinnern, was mich in jenem Moment überkam, es wird wohl die gelbe Farbe gewesen sein, die mich in den Nasenlöchern kitzelte und mir in den Augen glitzerte, jedenfalls wagte ich den ersten großen Sprung meines Lebens und landete mitten auf dem Butterblumenkissen.

Dass dies ein leichtsinniges und überaus gefährliches Unternehmen war, weil es sich um ein schwimmendes Graskissen handelte, merkte ich erst, als ich aufprallte und sich das Kissen dadurch vom Rand löste und auf die Seite kippte. Ich versank im Teich. Mein Erschrecken und die Panik, als mir das modrige, verschlammte Wasser in Mund und Nase drang und in den Ohren rauschte, waren so groß, dass ich dachte: Gleich ist mein Leben zu Ende, ohne dass es eigentlich richtig begonnen hat. Gleich bin ich tot.

Dabei wusste ich damals noch nicht, was das heißt: tot sein, auch nichts davon, dass Katzen üblicherweise sieben Leben geschenkt bekommen. Niemand hatte mir je davon erzählt. Doch dann dachte ich, dass es vielleicht Dinge gibt, die man schon im Mutterleib lernt, ohne dass man ahnt, was sie bedeuten. (Das habe ich mir, ehrlich gesagt, erst

später überlegt, als ich Emma davon erzählte. Ihr hat diese Vorstellung vom Lernen im Mutterleib gut gefallen, »ein durchaus nachdenkenswerter Gedanke«, hat sie gesagt.)

Damals, im Teich, ergab ich mich in mein Schicksal und war bereit, viel zu früh zu sterben, als mich plötzlich ein großer Kater mit einer riesigen Pranke am Genick packte und unsanft zurück auf die Wiese warf.

Jemand befahl mir, im Gras zu warten, bis meine vom Uferschlamm verklebten Haare von der Sonne getrocknet waren und mir zwei oder drei Katzen das Fell wieder sauber geleckt hatten. Ich ließ alles mit mir geschehen. Manchmal forderten sie mich auf, mich vom Rücken auf den Bauch zu drehen oder von einer Seite auf die andere zu wechseln, dann wieder musste ich die Pfoten anheben, damit sie mich auch zwischen den Zehen reinigen konnten.

Es war ein klarer Tag im Spätfrühling, überall blühten Blumen, die Vögel im nahen Wäldchen zwitscherten, ab und zu bellte in der Ferne ein Hund, ein anderer antwortete, Bienen flogen summend von Blüte zu Blüte und da und dort flatterte ein Schmetterling. Und ich lag im Gras und hatte nur einen Gedanken: Wie schön ist es doch, am Leben zu sein und das alles zu hören und zu sehen und die Sonne und die rauen Katzensungen auf meinem Fell zu spüren.

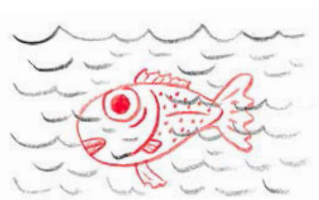
Natürlich habe ich die Geschichte ein wenig ausgeschmückt, als ich sie Emma erzählte. Ohne Details wirkt eine Geschichte nicht nur langweilig, sondern auch unglaubwürdig, wie Emma selbst gesagt hatte, und ich wollte doch so sehr, dass sie mir glaubte. Außerdem wusste ich da schon, wie sehr Emma Pflanzen und Tiere liebte, und ich

wollte ihr eine Freude machen. Und außerdem wird es wohl so oder so ähnlich gewesen sein, denn was danach passierte, habe ich mir nicht ausgedacht, es hat sich wirklich genau so abgespielt.

Irgendwann muss ich wohl eingeschlafen sein, denn als ich endlich die Augen aufschlug, war es dunkel und der große Kater mit den Riesenpranken war verschwunden, auch von den anderen Katzen war nichts mehr zu sehen. Vielleicht ist es ja schon dunkel gewesen, als sie weggegangen sind, dachte ich. Sie haben mich gerufen und ich habe es nicht gehört. Sie haben geglaubt, ich laufe ihnen hinterher, und stattdessen habe ich geschlafen.

Manchmal denke ich auch heute noch an sie und frage mich, ob sie wohl meine Mutter und meine Schwester gewesen sind und der Kater mein Vater. Vermutlich ja, wer sollten sie sonst gewesen sein? Aber dann schiebe ich den Gedanken schnell zur Seite. Ich werde es nie erfahren und unnötiges Grübeln hilft niemandem und bringt einen nur auf dumme Gedanken.

Obwohl es mir später nicht mehr so wichtig war, wo und wie ich früher gelebt hatte. Es war so lange her, es war fast, als hätte es das nie gegeben.



3

Manchmal, wenn
es Morgen wird,
sind Katzenkinder
ganz verwirrt.
Doch dann, bestimmt,
kommt es zurück,
das große
Kleinkatzen-Glück.

Emma



Mit jener Fast-Katastrophe hat mein eigentliches Leben angefangen, jedenfalls das, woran ich mich deutlich erinnere.

Ich hockte also im Gras, ganz allein, und hatte keine Ahnung, wie es jetzt weitergehen sollte. Es wurde immer dunkler und mit der Dunkelheit kam die Kälte. Der Mond

ging auf und wieder unter, und als es schließlich Morgen wurde, beugte sich plötzlich eine alte Menschenfrau über mich, hob mich hoch, drückte mich an ihre weiche, runzlige Wange und gab mir einen Kuss, jenen wichtigen lieben Kuss zur rechten Zeit, der nicht nur Kätzchen Kummer und Leid erspart.

Ich zitterte vor Kälte, und sie zog ihre Strickjacke aus. Die Wolle roch süß und fremd, ein Geruch, den ich noch nie wahrgenommen hatte. Später sollte ich erfahren, dass es der Duft von Lavendel war, weil sie immer Lavendelsträußchen zwischen Kleidung und Wäsche legte. Sie wickelte mich in ihre Jacke und trug mich in das Eckhaus einer Reihenhaussiedlung, mit noch taufeuchten Stockrosen am Zaun. Aus den Schornsteinen stieg Rauch wie weiße Wattewolken.

Schon bald wurde dieses Haus mein Daheim, hier gehörte ich her, zu meiner Pflegemutter, die mir zu essen und zu trinken gab und mich streichelte, wenn ich das wollte, und mich, ohne beleidigt zu sein, in Ruhe ließ, wenn ich ihr mit erhobenem Schwanz den Rücken zuehrte.

Anfangs habe ich mich über ihre vielen Falten gewundert, wir Katzen bleiben ja unser Leben lang glatt und schön. Doch als ich mich an ihr altes Gesicht gewöhnt hatte, stellte ich fest, dass Menschen uns Katzen etwas absolut Bewundernswertes voraushaben: Sie können lachen, sie können weinen, und ihr Lächeln und vor allem ihre Stimmen können weit differenziertere Empfindungen ausdrücken, als leises oder lautes Miauen oder Schnurren es je schaffen. Wenn sie sich nicht absichtlich verstellen, sieht man den Menschen

ihre Stimmungen und Launen an. Freude, Frust, Vergnügen, Zorn, Enttäuschung, Wut, Zuneigung, Ekel, Hass, Liebe, Abscheu, Glück – das alles und noch viel mehr kann man in ihren Gesichtern lesen. Mimik nennt man das. Es hat allerdings ziemlich lange gedauert, bis ich gelernt hatte, die Mimik meines Frauchens richtig zu deuten und einzuordnen.

Uns Katzen ist das leider nicht gegeben, obwohl wir durch verschieden hohes und kurzes oder gedehntes Miauen schon einige Ausdrucksmöglichkeiten haben. Und wir können fauchen und kratzen, wenn wir wütend sind. Aber wie sollten wir zum Beispiel zeigen, dass wir glücklich sind?

Wenn ich mich freue, kann ich zwar schnurren, aber das ist nichts anderes als ein Zeichen von körperlichem Wohlbefinden und bezieht sich nur auf das angenehme Gefühl, satt und warm und entspannt irgendwo herumzuliegen. Mit Glück hat das nichts zu tun. Glück ist, wenigstens für mich und vielleicht überhaupt für alle Katzen, eine sehr seltene Empfindung, es fühlt sich an wie ein sanftes Summen tief in meinem Inneren, ohne dass ich sagen könnte, wo es anfängt oder aufhört. Es ist ein warmes Gefühl, das sich vom Bauch aus ausbreitet und bis in die Pfoten fließt und das ich oft erst bemerke, wenn es sich schon wieder zurückzieht und ich anfangs zu zittern, als wäre mir kalt. Besser kann ich es nicht erklären, ich konnte es auch meinem Frauchen nicht mitteilen, weil mir dafür die Worte fehlten. Vielleicht war das ja gar nicht nötig, ich glaube, sie verstand mich auch so.

4

Satt gefuttert,
leicht verschlafen,
leben Katzen
wie die Grafen.

von mir



Ja, dieser Satz stammt von mir. Er ist zu meinem Lebensmotto geworden, das mich von meiner Kindheit an begleitet hat und mich, ehrlich gesagt, auch heute noch begleitet.

Es müssen an die zwei Jahre gewesen sein, die wir gemeinsam verbrachten, mein Frauchen und ich, denn ich war inzwischen ausgewachsen und hatte auch ein bisschen Fett auf die Rippen bekommen. Und die Stockrosen hatten mindestens ein- oder zweimal im Sommer geblüht und ein- oder zweimal im Herbst ihre Blätter abgeworfen.

Das Reiheneckhaus war zu meinem Heim geworden.

Es war kein besonders großes Haus, aber eigentlich zu groß für eine alte Frau und ihre Katze, ein bisschen kleiner hätte es auch getan. Im Erdgeschoss befanden sich die Küche und das Wohnzimmer, außerdem noch eine Speisekammer und eine Toilette, im ersten Stock ein Badezimmer, das Schlafzimmer und ein Gästezimmer. Weil Emma allerdings nie Gäste hatte, jedenfalls nicht in der Zeit, in der wir beide zusammen in diesem Haus wohnten, hatte sie ihre Nähmaschine und das Bügelbrett im Gästezimmer abgestellt und auch sonst hineingeräumt, was ihr im Weg stand. Zum Beispiel den Wäschetrockner. Genau genommen war das Gästezimmer also eine Abstellkammer, obwohl auch ein Bett und ein Nachttisch darin standen. Übrigens, mein Katzenklo war unten im Flur, in der Ecke neben der Kellertür.

Das Haus gehörte uns beiden allein. Emma bekam nur selten Besuch. Manchmal tauchte eine ehemalige Kollegin auf. Ansonsten erschien jeden Morgen Herr Holbein, der Hausmeister der Siedlung, um nachzuschauen, ob alles in Ordnung war. Oder es kam der Postbote, der einmal in der Woche die Fernsehzeitung brachte und dann oft eine Tasse Kaffee bei uns trank. Oder Fabi, der Sohn des Lebensmittelhändlers, der die Einkäufe auslieferte, wenn Emma anrief und sagte, sie sei heute ein bisschen schwächlich.

Wir führten ein gutes Leben. Gleich nach dem Frühstück (Trockenfutter für mich, Müsli für mein Frauchen und Kakao für uns beide) machten wir es uns bei schlechtem Wetter für zwei, drei Stunden im Wohnzimmer bequem, bei gutem Wetter auf der überdachten Terrasse. Mein Frauchen,

eine pensionierte Lehrerin, hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, mir Lesen und Schreiben beizubringen, weil es, wie sie mir Tag für Tag versicherte, auf der Welt nichts Schöneres gab als Sommer, Sonne und ein interessantes Buch. Und dann fügte sie ebenso regelmäßig hinzu: »Und wenn's metaphysisch wird, dann ist es besonders schön.«

(Ich habe übrigens nie verstanden, was sie mit »metaphysisch« meinte, es muss eines jener Wörter sein, die wir Katzen mit unseren anders gearteten, aber keineswegs armseliger ausgefallenen Gehirnen nicht verstehen können. Katzen sind eben das, was man pragmatische Philosophen nennen könnte, sie zerbrechen sich nur ungern den Kopf über mystische Gedankengänge, die niemandem etwas nützen.)

Ob mein Frauchen eine besonders gute Lehrerin war oder ich eine besonders schlaue Schülerin, habe ich nie herausgefunden, das Experiment ist jedenfalls gelungen, ich konnte schon bald so gut lesen wie ihre Schulkinder früher. Und manchmal sagte sie sogar, sie wäre froh gewesen, hätte sie damals ein paar helle Köpfe wie mich gehabt. »Die meisten meiner Schüler waren schrecklich ignorant«, sagte sie einmal, und als ich wissen wollte, was »ignorant« bedeutete, sagte sie: »Dieses Wort brauchst du dir nicht zu merken, es hat nichts mit dir zu tun.«

Ich lernte jeden Tag neue Wörter und Begriffe. Als ich ein Jahr alt war, sagte Emma, ich spräche schon wie ein Kind mit sieben, mit zwei würde ich vermutlich wie eine Vierzehnjährige sprechen und mit drei wie ein halbwegs erwachsener Mensch.

Mit dem Schreiben klappte es allerdings nicht so gut wie

mit dem Lesen. Meine Pfoten sind, wie ich finde, mit den elegant gebogenen kastanienbraunen Krallen besonders hübsch, aber kaum dazu geschaffen, einen Stift zu halten. Und als Emma beschloss, mir auch das Rechnen beizubringen, erwies sich das als Reinform und sie gab den Versuch bald wieder auf. »Was Zahlen betrifft, bist du wirklich ignorant«, sagte sie. Und so habe ich schließlich doch noch herausgekriegt, was »ignorant« heißt, nämlich dumm und unwissend.

Als ich das ziemlich triumphierend zu Emma sagte, widersprach sie. »Dumm und unwissend ist nicht alles. Ignorant heißt auch, dass jemandem die Möglichkeit geboten wird, klüger zu werden, und er die Chance aus irgendwelchen Gründen ablehnt.«

»Das heißt dann ja doch, dass er dumm ist«, sagte ich.

Emma lachte und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. »Genug, Kitty, stell dich nicht ignoranter, als du bist. Ich weiß genau, dass du mich verstanden hast.«

Was wir beide besonders liebten, waren Gedichte. Sie hat mir das Reimen beigebracht und bald dichtete ich ebenso gern wie sie. Meine Verse brachten sie oft zum Lachen, auch wenn sie meine Katzenkinder-Weltsicht ein bisschen zu simpel fand. Zum Beispiel: *Ich bin noch klein, mein Fell ist rein. Meine Pfoten sind schmutzig, ist das nicht putzig?* Oder auch: *Frisst eine Katze Räucherschinken, kann sie hinterher viel trinken.* (Räucherschinken gehörte zu meinen Lieblingsnacks. Heute übrigens auch noch.)

Eine »naive paarige Dichtung« nannte Emma das, wenn sich zwei aufeinanderfolgende Zeilen reimten. Warum das naiv sein sollte, habe ich nie verstanden, obwohl ich damals

tatsächlich ziemlich naiv war und wenig von der Welt außerhalb unseres Hauses wusste. Trotzdem bin ich der Meinung, dass es vor allem die Themen sind, die Menschen- und Katzengedichte voneinander unterscheiden. Mein Frauchen schwärmte hauptsächlich von der Schönheit der Natur, von Sonnenuntergängen und Sternenhimmeln, während ich mich, ehrlich gesagt, seit frühester Kindheit vor allem für Essbares interessierte und Sonnenuntergänge und Sternenhimmel für eher unwichtig hielt. Laut gesagt habe ich das natürlich nicht, ich wollte ihre Gefühle nicht verletzen.

Für sie lag Schönheit, wie sie immer wieder betonte, im Auge des Betrachters, damit meinte sie wohl, dass das schön ist, was man gern anschaut. Für Menschen mag das vielleicht zutreffend sein, aber nicht für Katzen. Auch nicht für solche, die lesen und schreiben können. Für uns liegt Schönheit vor allem in einem angenehm gefüllten Bauch und einem warmen Sofakissen. Für Emma war Schönheit immer etwas Gedankliches, für mich etwas Greifbares, Körperliches. Das ist ein großer Unterschied.

Übrigens: Ich hatte schon nach einigen Wochen angefangen, sie Emma zu nennen. Sie hatte mich selbst darum gebeten, weil sie das Wort »Frauchen« für eine Frau in ihrem doch schon fortgeschrittenen Alter nicht nur unpassend fand, sondern geradezu albern. »Jeder hat das Recht auf seinen Namen«, sagte sie, »und mein Name ist Emma. Punkt.«

Diese Worte trafen offenbar eine besonders empfindliche Stelle in meinem Inneren, jedenfalls habe ich ihr von der grauen, namenlosen Nebelschwade erzählt, meiner Schwester, für die ich gern einen Namen hätte, um sie wenigstens in

Gedanken ansprechen zu können. »Ich kann sie noch nicht mal in Gedanken herbeirufen, weil sie keinen Namen hat«, sagte ich.

»Weißt du wirklich nichts mehr von ihr?«, fragte Emma.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin mir noch nicht mal sicher, ob die Katze, die damals neben mir saß, wirklich meine Schwester war. Vermutlich schon, denn wer sollte sie sonst gewesen sein? Ich erinnere mich nur an die letzten Worte, die ich von ihr gehört habe. ›Nein, tu's nicht!‹, hat sie gesagt, als ich die Muskeln zum ersten Sprung meines Lebens anspannte. ›Nein, tu's nicht!‹ Alles andere habe ich vergessen. Nicht nur die Erinnerung an ihr Aussehen, auch an irgendetwas, was sie vielleicht sonst noch gesagt hat. Alles ist im Teich untergegangen und hat sich im Wasser aufgelöst.«

Emma schwieg eine Weile. Und erst als ich schon fürchtete, ihr würde ebenfalls nichts einfallen, sagte sie: »Nenn sie doch Cassandra. In der griechischen Mythologie war Cassandra eine große Seherin, auf die keiner hören wollte. Bis heute bezeichnet man Warnungen, die man nicht glaubt, als Cassandra-Rufe. Deine Schwester hatte offenbar eine prophetische Begabung, deshalb würde der Name Cassandra gut zu ihr passen. Und du hast schließlich auch nicht auf sie gehört. Cassandra ist ein guter Name für sie.«

Ab da nannte ich meine Schwester in Gedanken Cassandra. Aber irgendwie klappte das damals nicht richtig, jedenfalls antwortete sie mir nicht, egal wie oft ich es auch versuchte. Vielleicht brauchte sie noch eine Weile, um sich an ihren neuen Namen zu gewöhnen.